

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Des Lebens Lehrling
Autor: Siebel, Johanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572690>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

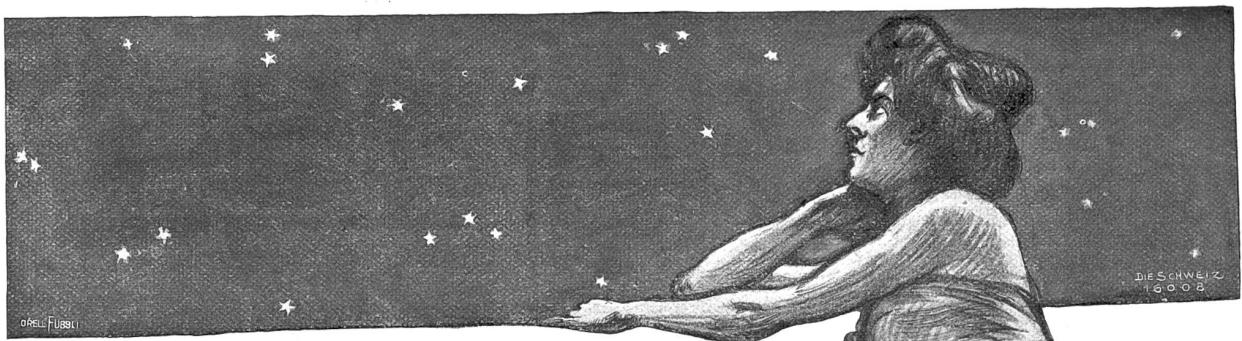
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Lebens Lehrling.

Roman von Johanna Siebel, Zürich.

I.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein feuchtkalter März morgen liegt verdrießlich über dem Städtchen am Rhein und tropft träge Streifen an die Fenster.

Mürrisch streicht er um das Haus von Karl Brand, und es ist nicht zu verwundern, daß die Traurigkeit in Dora Brands Miene nicht heller wird, wenn sie durch die trüb überlaufenen Scheiben in den grauen Tag blickt.

Dora Brand trägt ein einfaches Kleid, und auf dem Tische am Fenster steht eine kleine Kästchen.

Aber trotzdem alles darauf hindeutet, daß Dora gleich das Haus zu verlassen gedenkt, hält sie ein Tuch in den Händen und wischt den Staub von den Möbeln.

Es muß eine weite Reise sein, die das Mädchen machen will; denn die Verrichtung des Alltags und der Prosa wird von Dora mit einer Art Andächtigkeit ausgeführt. Es scheint ihr ein Bedürfnis zu sein, das aufgeräumte Zimmer noch trauriger herzurichten, und wenn sie über die Bilder und Photographien fährt, so ist es, als streiche sie ein Liebes, Lebendiges.

Die Traurigkeit auf dem jungen Mädchengesicht versteift sich zum Ausdruck des Schreckens, als Dora jetzt einen Blick auf die Uhr wirft, deren Zeiger auf neun vorrückt.

Ach, nun schleicht der Abschied von Heimat und Elternhaus näher und näher heran, nun wird sie durch seine Dunkelheit gehen müssen! Ein Schritt nähert sich der Türe. Das ist Doras Vater. Rauch streicht sich das Mädchen über die Stirne, und mit dem Hauche eines Lächelns begrüßt sie den Eintretenden.

Karl Brand blickt mit dunklen Augen auf Dora: „Noch so fleißig, Kind?“ Er nicht traurig vor sich hin. „Ach, du wirst uns wohl für lange Zeit zum letzten Male alles aufräumen!“

Nervös fährt sich Brand durch den grauemierten Bart und zieht das Mädchen in ausbrechendem Schmerz an sich: „Dora, ist es denn wirklich dein fester Entschluß, uns zu verlassen? Bist du unerschütterlich? Sieh, selbst in dieser Stunde kann ich es noch nicht begreifen! Dora, zu wem soll ich denn kommen mit dieser Bergeslast von Sorgen, wenn du nicht mehr da bist? Mama trägt so schwer an allem, ihr kann ich nichts sagen von meinen Befürchtungen. Kind, verprich mir, daß du bleibst, daß du mich und deine leidende Mutter und deine jungen Geschwister nicht verlassen willst!“

Ein Stöhnen entringt sich des Mannes Brust, er umklammert des Mädchens Arm.

Dora löst den festen Griff und schaut flehend den Vater an: „So mußt du nicht sprechen, Vater; ich will uns ja helfen!“ Sie schmiegt den dunkelblonden Kopf an des Mannes Schulter. „Du weißt es doch, wie schwer hier für mich das Geldverdienen ist! Wer will in Neustadt Stunden nehmen? Diese Erwerbsmöglichkeit ist so gut wie ausgeschlossen. Und mit Handarbeiten, Väterchen, ach, das habe ich doch auch gesehen, das geht gar nicht! Es ist ein Hungerlohn, und die Barmherzigkeit um Gottes Willen, die daran klebt, läßt ihn um kein haarbretter länger reichen... Glaube mir, ich habe alles überlegt, tage- und nächtelang! Hast du mir nicht selber recht gegeben in dem, was ich vorhabe? Hier im Hause kann Edith meine Stelle versehen; sie ist jetzt siebzehn und wird gut mit Karl und Martha auskommen. Du weißt es so genau wie ich, Vater, daß wir unnötige Esser unter den jetzigen Zeiten einfach nicht gebrauchen können, daß wir aber ausgezeichnete Verwendung für einen besser gefüllten Brotkorb hätten! Warum soll ich meine Kräfte nicht anderswo versuchen, wo sie uns nach aller Wahrscheinlichkeit Geld einbringen? Väterchen, den Kopf hoch! Nicht weinen! Hörst du! Ach, nur das nicht!“

Trotz des Flehens stößt sich ein Schluchzen aus Brands Brust. „Wohl hast du recht in allem; aber was du auch sagen magst, ich komme nicht darüber weg. Es zerreißt mich! Und all die besondern Sorgen, die ich deinetwegen haben werde! Wer sagt mir denn, was das für Menschen sind, zu denen du kommst? Bist noch so jung, Dora, kaum zweieinzwanzig, eine Blume, just erblüht! Was weißt du vom Leben? Du kennst wohl die Not, aber nicht die Gemeinheit. Gefahren können dich umringen, die du nicht ahnst, und da ist dann niemand, der dich beschützt. Gehst in ein fremdes Land, zu wildefremden Menschen, hast nicht Geld, nicht Empfehlung! Herrgott, warum halte ich dich nicht mit beiden Fäusten zurück? Warum habe ich nicht besser gewirtschaftet!“

Brand zerrt an seinem Bart; wieder zittert das

Schluchzen durch seine Gestalt. Ach, die Not, die er nicht fern zu halten vermochte, erhebt die Hand und weist sein Kind von der Heimat!

Mit dem Blicke der Liebe schaut Dora den Vater an: „Meinetwegen sollen deine Sorgen nicht wachsen; was ich tue, ist nichts Ungewöhnliches: hundert andere Mädchen sind die gleichen Wege gegangen, ohne daß irgendeine besondere Not sie dazu getrieben!“

In Dora ist das Bedürfnis so groß, den Vater zu trösten! All seine Selbstvorwürfe sollen zum Schweigen kommen, und tapfer fährt sie fort: „Vielleicht, daß ich euch ohnedies eines Tages verlassen hätte, mehr dem inneren Triebe gehorchen als dem äußern Zwange! Glaube mir, das Erproben der eigenen Kraft hat einen Reiz für uns, die wir jung sind! Und denke dir, Vater, wenn ich dir mein erstes selbstverdientes Geld schicke! Dieser Jubel! Du weißt, die Arbeit ist eine Freude für mich; nie bin ich so gewillt dazu gewesen, wie jetzt. Und gesund bin ich an Leib und Seele; dies ist ein Talisman, Vater, dem nichts zu vergleichen ist; ich denke, mir muß es gelingen da draußen!“

Als Brand immer noch in seiner Bedrücktheit verharrt, streichelt ihm Dora mit einer fast mütterlichen Zinnigkeit die Wangen: „Und zu ganz wildfremden Menschen gehe ich im Grunde ja nicht! Mary Hollings ist mir in dem Lausanner Institut eine gute Gefährtin gewesen; ich finde es freundlich von ihr, daß sie mir auf meine Anfrage um Vermittlung einer Stelle in England sofort einen Platz in ihrem Hause angeboten. Sie will mir in ihrem Bekanntenkreise für deutsche und französische Stunden sorgen, und dafür, daß ich ihr Gesellschaft leiste, bei der Erziehung der Kinder helfe, soll ich ein gutes Taschengeld erhalten. Mir scheint, Vater, daß ich eigentlich ein Glückspilz bin; den meisten wird die Umpflanzung in fremde Verhältnisse nicht so leicht gemacht!“

Sonnig strahlen des Mädchens Augen zu Brand empor, und was Dora so oft gelungen, gelingt ihr auch heute, sie zieht den Vater in den jungen Hoffnungsschein ihres Wesens.

Die Wanduhr schlägt mit tiefen Tönen neunmal. Dora schreibt zusammen.

„Nun muß ich Mama adieu sagen,“ flüstert sie erblässend, und um ihren Mund zuckt der Schmerz.

„Mutter war zu matt zum Aufstehen,“ sagt Brand; „sie liegt noch!“

Vorsichtig öffnet Dora die Türe und geht mit behutsamen Schritten durch das Nebenzimmer in das Schlafgemach der Mutter.

Diese sitzt auf ihrem Lager und hebt die Arme sehnsüchtig der Tochter entgegen; aber als Dora sich beflommen nähert, sinkt sie zurück in die Kissen und wendet den Kopf aufweinend zur Seite und streckt wie zur Abwehr die Hand. „Ich kann es nicht ertragen,“ raunt sie; „ich fürchte mich so!“

Mit einer unendlichen Liebe beugt sich Dora über die Mutter: „Weine nicht, Mutter; ich komme wieder! Jugend muß wagen!“ — Grausam spitz stechen in dieser Stunde die Dornen des Wagemutes das Mädchen, und Doras Mutter fühlt auch nur die Dornen und sieht nichts von den Rosen. „Geh, geh!“ ächzt sie nochmals und zieht doch in überströmendem Schmerze

das Mädchen mit beiden Armen nieder, als sollte keine Macht und keine Not der Welt das Kind ihr entreißen.

In Doras Augen funkeln Tränen; sie atmet schwer. Soll sie allem Trennungsweh ein Ende machen durch das Bekennen: „Ich bleibe bei euch! Ich wußte ja nicht, wie sehr mein Herz an euch hängt, ich wußte nicht, wie schwer es ist, die tausend feinen, klammernden Fasern der Liebe loszulösen von Heimatboden und Elternhaus?“

Ach, diese Stunde schürt so hart über Doras Seele, und Zweifel und Not ringen in ihr!

Plötzlich reißt sie sich vom Lager empor, straff heben sich die jungen Glieder, und ein fast strenger Ausdruck kommt in ihr Gesicht. Wer in den Kampf hinaus muß, darf nicht weich werden! Wer einen Vorbeir erringen will, darf die Bahn nicht fliehen, bevor er sie betritt! Dora Brand will einen Preis davontragen, der die Kummernacht der Eltern hell machen soll!

Noch einmal neigt sie sich über die Frau: „Leb wohl, meine Mutter! Gott möge uns schützen, euch hier, mich dort!“

* * *

Kurze Zeit später sitzt Dora im Bahnhof und fährt durch die winterkahlen Wälder den fernen Zielen entgegen.

Der Nebel hängt graue Schleier über Täler und Höhen; da ist kein werbender Sonnenstrahl, der die Schönheit des Landes aufblühen läßt vor den Augen der Scheidenden. Fröstelnd hält sie sich in ihrem Mantel.

Dora Brand fährt durch die großen Städte; sie fährt über das Meer. Die Wogen bauen sich und brausen; sie aber trägt das Lied ihrer Seele in das Rauschen des Wassers. Sie schaut das Gewühl der Riesenstadt und trägt das Lied ihrer Seele in das Gellen der Straßen; sie faust im Gilzug von Süden gen Norden und trägt das Lied ihrer Seele in das Rasseln der Räder, und das Lied, das ihre Seele in Trauer und Hoffnung singt, lautet: „Herr, hilf mir, daß ich helfen kann! Herr, hilf!“

Da zieht ein junger Mensch in die Welt, der das Glück erreichen möchte!

II.

In Manchester muß Dora Brand umsteigen und den Zug einer Nebenlinie nehmen.

Wie sie in dem neuen Wagenabteil sitzt, wird die erwartungsvolle Unruhe vor dem Kommen groß in ihr.

In den blauen Augen erblüht langsam ein hoffnungsvolles Leuchten, eine Freude sendet ihre Wärme durch Doras Wesen; gewiß, zweihundzwanzig Lenzze haben das Recht, mit einer glücklichen Empfindung in die Zukunft zu sehen!

Sie ist gespannt auf das Wiedersehen. Die um einige Jahre ältere Mary hat ihr während der gemeinsamen Institutszeit manchen Freundschaftsbeweis gegeben. Dora entstellt sich, daß Mary nicht von ihrem Lager gewichen, als sie einige Tage wegen einer Unpäcklichkeit das Bett hüten mußte und daß die kleine Engländerin ganz erfinderisch war im Herbeischaffen dieser und jener Linderungsmittel.

Wächelnd denkt Dora auch daran, wie durchtrieben und verschmitzt Mary Gibson es anzustellen wußte, die

allerfeinsten Kuchen in achtenswerter Menge in das Pensionat zu schmuggeln, und wie sie alle auf dem Estrich des alten Hauses zu mitternächtiger Stunde in langen Nachtwänden zusammengehuscht sind, um zwischen den Koffern aus der verschiedensten Herren Länder mit Fluten von Tee und Bergen von Kuchen Feste der Freundschaft zu feiern.

Doras Phantasie arbeitet so lebhaft, daß sie die heiligen Schwüre zu hören und auf einmal wieder den besondern Geruch zu verspüren glaubt, der von dem alten Dachgebälk ausging und sich mit den Leder- und Segeltuchbezügen der Koffer zu seltsamer Mischung vereinte. Sie fühlt das angenehme Gruseln vor Entdeckung, das diesen Veranstaltungen einen Haupttreiz gab, und sieht den Vollmond, der mit breitem lachendem Gesicht just durch die Dachluke lauscht und sein Licht über die in seligem Getuschel sich zusammendrängende Mädchenschär filbert, die aufgewachsen und umgeben von der Sorglosigkeit des Reichtums mit blanken Augen in die Lust der Gegenwart und in die feinen Wünsche der Zukunft schaut.

Ach! Die Lust der Gegenwart ist bei Dora bald nach ihrer Heimkehr von schlechenden Kummertagen abgelöst worden, die ihre Not immer mehr verschärften, bis das Gerücht, daß die Spazier schon seit Monaten von den Dächern des Städtchens lärmten, vor einiger Zeit zur grausam erlösenden Wahrheit wurde und Karl Brand, der Fabrikherr mit dem stolzen Nacken, zum Gericht gehen mußte, um seinen Konkurs anzumelden — — —

Über Mary Gibsons Leben haben augenscheinlich die Sterne mit glücklicherem Glanze geleuchtet. In der ersten Zeit nach ihrer Heimkehr lauteten die Nachrichten ein wenig verworren, unsicher, blieben auch für Monate ganz aus, bis dann eines Tages ihre Vermählungsanzeige mit Fred Hellings in Doras Hände gelangte. Von der üblichen deutschen bräutlichen Begeisterung und Innigkeit, dem Anschwärmen und in den Himmelheben des geliebten Mannes war in den folgenden Briefen nicht sonderlich viel zu verspüren, sie erzählten vielmehr mit einer kühlen Objektivität von dem schönen Landhaus in Lancashire, von allem möglichen Sport, Wagen und Pferden und der reichen Unabhängigkeit Fred Hellings, der, in verhältnismäßig jungen Jahren zu bedeutendem Vermögen gekommen, auch seiner Frau die Mittel gewähre, ihrerseits das Leben zu genießen.

Nach einiger Zeit erfolgte die Anzeige von Teddys Geburt, und eine Jahresfrist später teilte Mary die Ankunft der kleinen Vivian mit.

Nach Doras Berechnung mußten die Kinder jetzt fünf und vier Jahr alt sein. Ein warmes Freudengefühl überwelt des Mädchens Seele. Kinderhände haben etwas Trostendes, Weiches; sie vermögen viel Gram von kummerlichen Seelen zu streichen!

Zuweilen richtet sich Dora aus ihrem Träumen empor, um eine der mitreisenden Damen nach Blackburn, dem Endziel ihrer Fahrt, zu fragen; sie ist nach Art aller im Alleinreisen wenig bewanderten Menschen von ängstlichen Befürchtungen erfüllt, ihren Bestimmungsort zu verfehlten; sorglich stellt sie Tasche und Regenschirm zurecht, um flink aussteigen zu können.

„Die nächste Station ist Blackburn,“ sagt jetzt eine ältere Dame freundlich zu dem Mädchen.

Doras Pulse beginnen heftig zu pochen; auf ihrem ausdrucksvollen Antlitz jagen sich Röte und Blässe. Wie wird es sein, dies Neue? Wird auf den Blättern, die das Leben nun für Dora Brand beschreiben will, die Freude schimmern? Wird das Leid darin weinen? Ach, niemand weiß es!

„Ihr müßt Geduld haben!“ sagt das Leben.

Der Zug hält.

Dora Brand steht auf der Plattform von Blackburn. Verwirrt, bang suchend schaut sie umher.

Da tritt eine kleine zierliche Dame auf sie zu und schließt sie in die Arme: „Dora, liebe Dora! Gut, daß du da! Ja, bist du es denn wirklich?“ Ein musterner Blick übergleitet wohlgefällig die junge Gestalt: „Wie groß und schön du geworden! Soviel hatte ich nicht erwartet! Um so besser!“

Dora möchte auch etwas sagen; aber es drückt und würgt sie im Halse. Sie weiß nicht, woher das kommt. Nur mühsam stammelt sie: „Ich freue mich, Mary!“

„Ja, lieber Schatz, ich freue mich auch! Sieben Jahre Trennung sind eine lange Zeit; darin läßt sich unheimlich viel erleben, was, Liebling? Ganze Berge habe ich abzutragen! Himmel, wie wird das gut tun! Aber nun zu dir und deinen Begebenheiten! Wie bist du gereist, wie geht es den Deinen?“

In einer quellseligen Lebendigkeit sprudelt ein Geschwirr von Fragen über Marys Lippen. Dora findet kaum soviel Geschicklichkeit, um ihre schmalen Antworten dazwischenhüpfen zu lassen.

Mary winkt einem Dienstmann und übergibt ihm das Gepäck. Vertraulich schlingt sie den Arm unter den Doras. „Komm,“ sagt sie: „Im wartet unten mit dem Wagen!“

In Marys Worten und Bewegungen liegt eine solche Unruhe, daß Dora anfängt, davonbekommen zu werden.

Marys Augen tanzen nervös umher und empfinden es augenscheinlich unangenehm, daß Doras forschende Blicke sie festzuhalten wünschen; sie weichen aus. Allein es sind nicht die unsichteten Augen, nein, Doras bedrücktes Verwundern kann sich vor allem nicht zurechtfinden in dem Neuzern der jungen Frau.

Das Kleid umschließt überaus knapp die zierliche und doch volle Gestalt, die Frisur ist unnatürlich aufgebaut, und kunstvoll gedrehte Lockchen liegen über der Stirne.

Wie vermögen wenige Jahre einen Menschen nur so zu verwandeln?

Mary Hellings scheint mit ihrem Mädchennamen auch all die liebliche äußerliche Natürlichkeit ihres Wesens abgestreift zu haben. Dora findet sich nicht mehr zurecht in der Freundin.

Die beiden Damen haben in einem eleganten Wagen Platz genommen.

Vertraulich nimmt Mary Doras Hand: „Bist du immer so schweigsam, Dora? Aber nein, das ist nur so ein bißchen Verstörtheit und Nebermüdigkeit von der Reise! Nicht wahr? Freilich, eine kleine Portion der berühmten deutschen Schwerfälligkeit und Schneckenhausmanier zeigtest du auch in Lausanne! Du erlaubst doch, Dora, daß ich in dieser Beziehung deine Anlagen einer Korrektur unterziehe? Glaube mir, du sollst nur gut dabei fahren! Wir wollen die Freude auf unsere Lebensfahne schreiben . . . Wie du schreibst, Dora, ist es bei euch nicht immer

leicht gewesen in diesen letzten Zeiten, um so mehr Grund, Mädelchen, jetzt trillernd vergnügt zu sein! Frei-
gängend welche Sorgen hat schließlich jeder, ich auch . . ." Mary seufzt und setzt dann leichtfertig hinzu: "Aber man muß nur verstehen, das Beste aus allem zu machen. Dies ist die große Lebenskunst. Ich kann dir sagen,

Kind, ich weiß, wie man allem Widerwärtigen ein ener-
gisches Schnippchen schlägt und wie man alle Sonnen-
strahlen auffängt, auch wenn sie nicht gerade für einen
selber bestimmt sind; beides ist eine sehr zuträgliche
Beschäftigung und erhöht das Freudenbündel!"

(Fortsetzung folgt).

Im Nachtcafé.

Nachdruck verboten.

Ein Bild aus dem Leben, von Siegfried Nestriepke, Berlin.

Ein Nachtcafé zweiten Ranges: Qualm, Biergeruch, Lärm, Musikklänge.

Echte Zigeuner natürlich, die spielen. Der Name nicht auszusprechen, aber sehr deutliche Gesichter . . .

Blaue Jacken — recht hell und auffallend blau, mit goldenen, bimmelnden Schnüren und dicken Einfassungen überreich be-
setzt. Wirkt außerordentlich aus der Ferne, in der Nähe weniger: das Blau zeigt schon zuviel Bierslecken und Leber-
reste von schnellen Mahlzeiten, das Gold der Besätze ist angelaufen,
die Schnüre sind ohne Glanz . . . Wie's überall in solchen Lokalen ist . . . Gines wie das andere. Zum Ersticken . . .

Nauch, Qualm, Biergeruch, Lärm, Musikklänge. Musik! Musik!

Benig Pausen: es könnte langweilig werden! Immer stottert gespielt: gleich, ob so oder so . . . Nur immer Musik, keine Langeweile! So verläßt nur immer abwechselnd einer nach dem andern das Podium in der Ecke, um sich eine Viertelstunde zu erhölen; die andern drei spielen ununterbrochen weiter: zwei Geigen und Klavier, Klavier, Geige und Cello, zwei Geigen und Cello . . . wie es sich eben trifft.

Eine Geige bleibt immer; das muß schon so sein . . . schon wegen des Dirigierens. "Er", der Maestro mit dem großen ungarischen Namen, zu deutsch Fischer, spielt auch Solo. Er hat einige Glanznummern; er hat auch Talent; er ist sogar ein großer Künstler, wie er oft genug gesagt hat. Das sieht man ihm auch schon an . . . Diese Gestalt, diese Bewegungen, diese ringelnden Locken, diese Art, die Geige zu halten, den Bogen zu führen . . .

Das wogt und wallt, Lachen, Jöhnen, zwischendurch die Musikklänge . . . Musik, Musik!

Alles Mögliche in buntem Durcheinander; ist ja auch ganz gleich! Kunst zu genießen, ist ja doch keiner da. Dazu sitzt man doch nicht im Café — nach zwölf Uhr! Da geht man hin, sich zu amüsieren! Man ist doch jung. Man hat ein Mädel bei sich. Oder man sieht zu, wie man sich an eines hinanschlängeln kann. Man lacht, man reißt Witze. Man brüllt auch mal; man läßt's am nötigen Stoff nicht fehlen. Man ist oder man wird erst fidel; man haut auf den Tisch; man ulkt die Leute oder die Kellner an. Man kneift die Mädel oder sucht sie an sich zu zerren. Man erzählt ihnen Gesichten, und sie tun, als wollten sie rot werden, und fiebern und kneisen wieder und erzählen auch etwas . . . Man ist eben jung . . . Wundervoll ist es . . . Nauch, Qualm, Biergeruch, Lärm, Musikklänge . . . Musik, nur immer Musik!

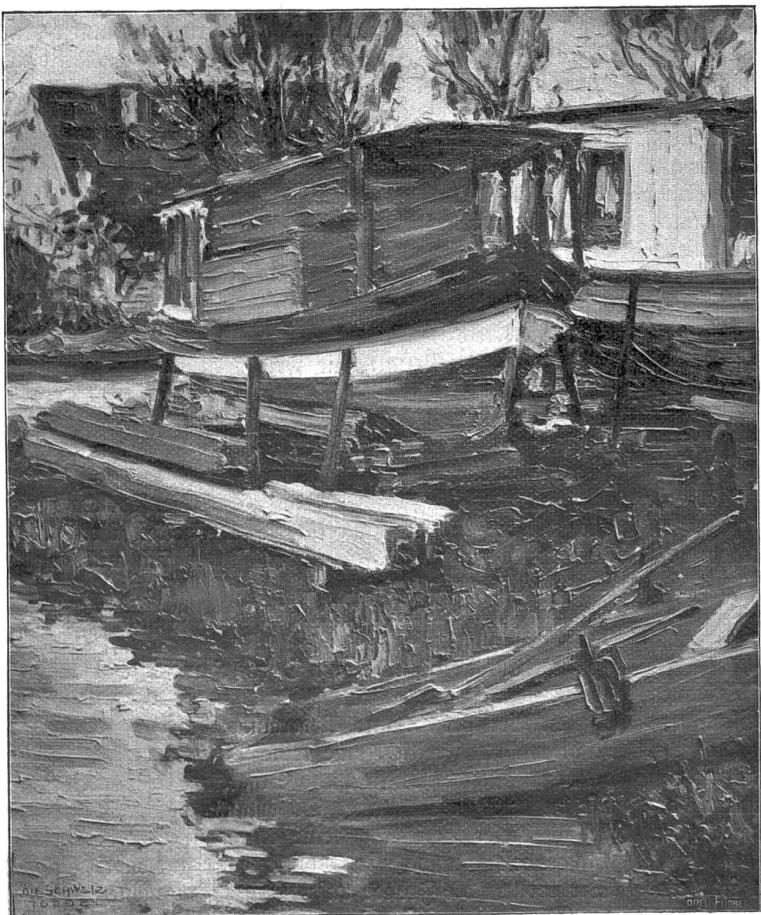
Sie sitzen und fideln und pausen auf den gelben Tasten . . . wie ein starrer Fels im lustig bewegten Meer! Auf den geröteten Gesichtern der helle Schweiß. Ein Glas Bier nach dem andern verschwindet in den durstigen Kehlen. Nun schon über vier Stunden . . . Musik! Da tun schließlich die Finger weh, und der Kopf brennt. Häufiger werden die unreinen, die falschen Griffe, schlaffer die Bogenstriche, unregelmäßiger die Tempi . . . Offenbach, was Lustiges! "Ich weiß ein Herz, für das ich bete" . . . "Hab' u' Sie nicht den kleinen Cohn gesehn?" . . . Bot-
pourri . . .

Nur keine langen Pausen! Munter, munter! Musik . . . Musik!

Der große Ungarumeister tut einen langen Atemzug. Noch ein Stück, dann ist wieder für ihn die Viertelstunde der Erholung gefommen. Noch einmal richtet er sich hoch auf, schwingt den Bogen ein paar Mal um den Kopf, tut ein paar Striche, nicht dem Orchester zu, runzelt die Brauen, zerteilt mit dem Bogen wieder einige Mal wie mit einem Taktstock die Luft, geigt selbster wieder, im Takte sich mit dem Körper wiegend — das versteht er; dafür ist er der große Künstler, der Maestro mit dem großen, edlen Namen, zu deutsch Fischer . . .

Endlich! Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung springt er vom Podium, und kostet ein paar jungen Mädelns zuschielend schlängelt er sich zum Büffett.

Der zweite Geiger erhebt sich, um die Führung zu übernehmen. Ein schlankes Bürschchen, sehr jung noch, wohl kaum seine siebzehn Jahre alt. Blaue Jacke, goldene Schnüre — beichmußt und angelaufen wie alle hier. Ein schmales blaßes Gesicht, tiefstiegende melancholische Augen, tiefschwarzes Haar! Das



Schiffe. Nach dem Gemälde von Fritz Ohwoldt, Zürich-München.